

# Flüchtiger Blick in erleuchtete Fenster

Heiner Biedermann ist Chirurg. Doch weit über das Knochengestützte hinaus interessiert und fasziniert ihn der Mensch an sich. Deshalb sammelt er Fotomaterial aller Art.

Kalt ist es in Antwerpen an diesem Tag, kalt und nass. Mühselig arbeitet sich das Tram Richtung Südwesten nach Berchem, einem besonders «strubbeligen Viertel», wie Heiner Biedermann es beschreibt. «Hier wollte vor dreissig Jahren kein Belgier wohnen, auch heute leben vor allem Türken in Berchem.» Hier, an der Victor Jacobslei, «wo hundert Quadratmeter fast nichts kosten», hütet Heiner Biedermann einen Schatz. Da trifft es sich gut, dass das Gebäude früher eine Bank war.

Von aussen ist das Haus unscheinbar. Innen allerdings eröffnet sich eine faszinierende Welt: eine Mischung aus Studierzimmer, Fotoatelier, Museum, Turnhalle und Werkstatt. Wohin man blickt: Bücher, zu Türmen gestapelt, auf den Tischen, in den Regalen, auf den Sideboards. Fotobände, Enzyklopädien, medizinische Fachbücher, Sachbücher, noch mehr Fotobände. Erstaunlicherweise kaum Fotos an den Wänden. Eine Leinwand trennt den Raum in zwei Teile. In der Ecke steht ein Bock zum Bockspringen. Daneben ein Aluminiumkoffer, dem der Geruch von Fixierer entströmt, wenn man den Deckel öffnet. «Das ist die analoge Zeit», sagt Biedermann, Tausende Fotografien lagern darin. Studentenjahre, Reisen, Architektur, Landschaften, Freunde, Nachbarn.

Das Fotolabor liegt die Stiege hinab vor der Tresortür, die schon lange unverschlossen ist. Biedermann klopft auf den Holzrahmen der schweren Eisentür, es klingt hohl. «Ist das nicht zum Brüllen?» sagt er, «alles Fake!» Dahinter das Herzstück seiner Sammlung: Hunderte von Schliessfächern voll mit Magazinen wie «Camera», dem Schweizer Klassiker – «meine Muttermilch» –, Wissenschaftsmagazinen, Dias, Kontaktbogen, Fotoplatten, Filmstreifen, archiviert nach einem nur ihm erkennbaren System.

Zurück im ersten Stock sagt Biedermann: «Das Leben sedimentiert zu, wenn du nur alt genug wirst.» So alt wirkt er allerdings noch nicht. Er geht nicht durch den Raum, wenn ihm am anderen Ende etwas Zeigenswertes auffällt, er rennt wie ein Kind. «Wissen Sie, was das ist?» ruft Biedermann und hält einen Holzkasten



Heiner Biedermann, 58, ist Arzt für Chirurgie und Chirotherapie in Köln. Er war Oberarzt an der Chirurgischen Klinik der Uni Witten/Herdecke, bevor er 1988 eine Praxis für konservative Orthopädie eröffnete. Er gilt als Entdecker des sogenannten Kiss-Syndroms. Biedermann sammelt Fotografie in allen Formen – von Fotobüchern bis hin zu alten Glasnegativen von Amateuraufnahmen. Er arbeitet in Köln und lebt in Antwerpen.

in die Luft. «Das ist ein Constateur! Damit messen Taubenzüchter die Flugdauer. Sobald eine Taube am Ziel eintrudelt, zieht man ihr den Ring von der Krallen, schmeisst ihn in den Constateur, es macht klack, und auf der Scheibe erscheint eine Markierung.» Artefakte dieser Art sind es, die ihn faszinieren. Skurrile menschliche Hervorbringnisse. Nichts anderes seien Fotografien. «Optische Artefakte menschlicher Situationen.»

## «Le Petit Parisien»

Der Frau auf dem Glasnegativ zum Beispiel sieht man trotz ihrem Sonntagskleid an, dass sie ein Leben lang geschuftet hat: Körperhaltung, Gesicht, Hände lassen sich auch hundert Jahre später lesen. Biedermann beugt sich über das Lichtpult, er

hat die Glasplatten vor kurzem auf einem Flohmarkt in der Charente gefunden, es sind private Fotos einer Familie aus der Region, aufgenommen 1904. Zu sehen sind Männer, Frauen, Kinder, Autos, Landschaften. «Die Häuser in der Charente stehen heute noch so da», sagt Biedermann, «ist doch irre.»

Macht Biedermann einen Fund wie diesen, sortiert er die unscharfen, unterbelichteten Aufnahmen aus, scannt die restlichen, fleckt sie aus, archiviert sie und schaut sie immer wieder an. Auf einem Bild liest ein Herr Zeitung, «Le Petit Parisien». «Ich wüsste gern, von welchem Tag die ist», sagt Biedermann.

Alte Fotoplatten aus den Jahren 1870 bis 1930, der Zeit, in der diese Technik verwendet wurde, lassen sich heute noch

immer auf Flohmärkten entdecken, zumal in Belgien, wo im Krieg nicht viel zerstört wurde. Ihr materieller Wert ist nicht hoch, meist sind es Amateuraufnahmen zu besonderen Familienanlässen, doch manchmal dokumentieren sie auch den Alltag. Einen ihm kostbaren Fund machte Biedermann vor dreissig Jahren, als ein Freund aus Mainau ihn anrief und sagte, dass grad das alte Haus eines Fabrikanten abgerissen werde und jede Menge dieser Glasplatten auf die Strasse geschmissen würden. Biedermann hat sich sofort ins Auto gesetzt und ist 400 Kilometer an den Bodensee gefahren, «zum Glück», sagt er, «am nächsten Tag hat es geregnet, alles wäre verloren gewesen.»

Die Bilder sind ihm mittlerweile so vertraut, als wäre es seine eigene Familie. «Diese Frau taucht öfter auf», sagt er, «die zwei da könnten Schwestern sein, das ist der Hausherr mit seiner Frau, und hier sind die Dienstmädchen im Garten.»

### **Basisliebe zu den Menschen**

Manche Fotografen haben Bilder hinterlassen, die heute zum kollektiven Gedächtnis gehören, sagt Biedermann: Man denke nur an den Kuss von Robert Doisneau oder den Mann, der über die Pfütze springt, von Henri Cartier-Bresson. Das sei es, was er suche: Gedächtnisspuren, egal, wie klein. Hier zum Beispiel: Berlin in den 1930er Jahren, ein Mann in HJ-Uniform steht auf einem Platz, auf einem anderen Bild sitzt ein Soldat neben einem jungen Mädchen. «Dieser ängstliche Gesichtsausdruck! Vermutlich hat er Heimaturlaub, darf sein Mädels zweimal küssen und muss zurück an die Front.»

Manchmal weiss Biedermann, unter welchen Umständen die Bilder aufgenommen wurden. «Aber eigentlich ist es wurscht», sagt er. Es geht um etwas anderes. Biedermann überlegt. «Es ist, als wenn man abends mit dem Zug in eine Stadt hineinfährt, und in den Wohnungen gehen die Lichter an. Hier kruschtelt einer in der Küche, dort sitzen welche am Tisch. Für Zehntelsekunden guckst du in ein anderes Leben.» Ihn interessiert der Mensch in seiner unerschöpflichen Vielfalt. In der Medizin und in der Fotografie.

Deswegen finden sich vor allem die Fotoreporter, die Dokumentare in seinen Bücherregalen. Von August Sander und Paul Strand über Arnold Odermatt, den Schweizer Polizeifotografen, und Michael Aschwanden, den Portraitfotografen auf der Axenstrasse, bis hin zu Robert

Capa, Robert Frank, William Klein, Sebastião Salgado, solche Leute. Mapplethorpe findet er «grauenhaft», Newton «ulkig», Gursky wiederum gefällt ihm.

Biedermann springt auf, sucht «Tausend Blicke», die Kinderportraits von Emil Brunner aus dem Bündner Oberland von 1943/44. «Ich nehme das immer, um zu zeigen, wie kontextbezogen Kinderheilkunde ist», sagt Biedermann. Kinder, die körperlich arbeiten und den ganzen Tag barfuss laufen, haben orthopädische Probleme eigener Art. Das wichtigste Fach im Medizinstudium sei die Geschichte der Medizin. «Dir muss klar sein, dass die Leute vor zwei Generationen Sachen erzählt haben, bei denen sich dir heute die Haare sträuben.» Das relativiere das eigene Tun, aber es erlaube auch, das Gängige in Frage zu stellen.

Biedermann gilt als Entdecker des Kiss-Syndroms (die Abkürzung steht für kopfgelenkinduzierte Symmetriestörungen). Diese Schräghaltung des Kopfes bei Kindern, so seine These, könne Ursache sein für diverse Leiden: von Kopfschmerzen über Wahrnehmungsstörungen bis hin zu Hyperaktivität. Behoben werden könne diese Störung mit der Manualtherapie, wobei mit sanftem Druck ein mechanischer Defekt in der oberen Halswirbelsäule korrigiert werde. Seine Praxis in Köln wird von Eltern aus ganz Deutschland und umliegenden Ländern aufgesucht. Auch unter Neurologen und Orthopäden findet die Methode immer mehr Anhänger. Doch das Kiss-Syndrom ist unter Medizinern umstritten. «Für klassische Kinderorthopäden bin ich das rote Tuch», sagt Biedermann. Aber das macht ihm nichts aus.

Es sei doch so, sagt er, ab einer gewissen Intelligenz komme man nicht umhin, Misanthrop zu sein. Andererseits müsse man Philanthrop sein, sonst halte man es gar nicht aus. In der Medizin sei eine Basisliebe zu den Menschen unerlässlich. «Siebzig Prozent der medizinischen Information ist Anamnese, das heisst: zuhören, was die Patienten zu erzählen haben, die richtigen Fragen stellen.»

Dabei, so scheint es, kann das Studium von Fotos dienlich sein, denn eines machen sie deutlich: dass die Menschen so sind, wie sie sind, es immer waren, und egal, ob Fabrikant oder Bäuerin – leicht ist es für niemanden, dieses kleine grosse Leben.

**Anja Jardine**

Foto: Heiner Biedermann